

Susanne Lüdemann

Statement auf der Podiumsdiskussion „Herausforderung Helden“ zur Eröffnung des SFB 948 am 13. Februar 2013

Sehr geehrte Damen und Herren, ich habe mir für Sie eine Beobachtung, eine Frage und eine These zurechtgelegt. Als ich die Einladung zu diesem Gespräch bekam, war ich über die Themenstellung des Sonderforschungsbereichs zunächst ziemlich verblüfft, erschien mir doch das Heldenhafte und Heroische als eine hoffnungslos antiquierte Kategorie, im besten Fall lächerlich und gleichsam nur noch ironisch zu gebrauchen, im schlimmsten Fall politisch gefährlich, ideologieverdächtig, in jedem Fall ästhetisch und praktisch obsolet. Daran hat sich inzwischen auch nicht grundsätzlich etwas geändert, jedoch wurde mir bei näherer Erkundung des Terrains – und das ist die Beobachtung – immerhin auffällig, wie sehr das Thema in den verschiedensten kulturellen Diskursen – wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen – insistiert, so dass man gegenwärtig beinahe von einer Renaissance des Heroischen als eines kulturellen Topos sprechen kann (zu der dann freilich auch dieser SFB beitragen würde). Meine eher flüchtige Internet-Recherche brachte, neben sehr vielen Beiträgen zum ‚Postheroischen‘, auch mehrere Ausstellungen, wissenschaftliche Tagungen und eine ganze Reihe von Zeitungsartikeln zum Heroischen zutage, alle aus den letzten Jahren. Und auch die Rede vom Postheroischen – postheroische Gesellschaft, postheroisches Management, postheroischer Charakter – hält ja am Heroischen immerhin noch insofern fest, als sie die genannten Phänomene aus der Differenz zu einem vergangenen Heroischen bestimmt. Meine Frage wäre, wie man diese Renaissance des Heroischen mitten im Postheroischen erklären kann, wofür sie ein Anzeichen oder möglicherweise auch ein Symptom ist.

In diesem Kontext möchte ich nun noch versuchsweise eine These formulieren:

Das Heroische scheint mir von Anbeginn keine reale, sondern eine narrative, wahlweise auch eine fiktive oder imaginäre Kategorie zu sein,

denn zu Helden werden die Helden ja immer erst im Nachhinein, als Protagonisten eines entsprechenden epischen oder biografischen Narrativs, das ihre Taten als heldenhaft darstellt und ihren Ruhm und ihr Nachleben sichert. Vermittelt über solche Narrative kann der fiktive Held dann natürlich auch zum Vorbild erhoben und als solches zur Nachahmung anempfohlen werden. Der Held, heißt das, funktioniert als narratives Konstrukt innerhalb einer Kultur des Exemplarischen, in den antiken Epen zunächst, ergänzt um die römischen Kaiserviten und Plutarch, im mittelalterlichen Ritterroman sodann, und natürlich auch in den mündlichen Überlieferungen der Völker. Zur kulturellen Semantik des Heldentums gehören traditionellerweise Manneskraft und Tatendrang, kriegerischer Mut und Opferbereitschaft bis hin zum Heldentod, aber bisweilen auch List und ein gewisses transgressives Potenzial, von Achilles bis Robin Hood, von Odysseus bis Zorro, dem schwarzen Rächer, von Alexander dem Großen bis Superman und Batman. Das Heldentum ist mithin auch eine ziemlich männliche Angelegenheit. Heldinnen gibt es nicht so viele, und wenn, dann nehmen sie entweder selbst männliche Züge an (wie Penthesilea oder Jeanne d'Arc) oder ihr Heldentum beschränkt sich darauf, den Feind der Vergewaltigung durch den Feind vorzuziehen und als Gründungsoffer in neu geschmiedete Männerbünde einzugehen (Lukretia und Verginia geben hier das Vorbild).

Literaturgeschichtlich gesehen fängt das postheroische Zeitalter allerdings erstaunlich früh an: Im Roman mit Cervantes' Don Quijote, im Drama mit Shakespeares Hamlet, also zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Ist Don Quijote der veraltete Held, der zwar noch handelt, dessen Taten aber mit der äußeren Wirklichkeit nicht mehr übereinstimmen (woraus dann Komik resultiert und im Übrigen das Ende des Ritterromans), so ist Hamlet bereits der moderne Nicht-Held oder Anti-Held, der vor lauter Reflexion gar nicht mehr

zum Handeln kommt. Das wird dann insgesamt typisch für moderne Romanhelden von Goethes Wilhelm Meister über Gottfried Kellers Grünen Heinrich bis zu Musils Mann ohne Eigenschaften und darüber hinaus. ‚Heldenmäßig‘ sind diese Knaben Nullnummern; sie haben jede Menge Innerlichkeit und denken sich dies und das, aber zu mehr als zur bürgerlichen Berufs- und Gattenwahl bringen sie es ‚tatenmäßig‘ nicht mehr, wenn sie sich nicht überhaupt, wie Musils Mann ohne Eigenschaften, erst einmal ein Jahr Urlaub vom Leben und Handeln nehmen, um über die ganze Sache gründlich nachzudenken. Dafür freilich gibt es Gründe, die sehr schön bereits der mutmaßlich heroischste aller deutschen Philosophen, nämlich Georg Wilhelm Friedrich Hegel, auf den Begriff und auf den Punkt gebracht hat. Er benennt die Voraussetzungen, unter denen der Heros möglich und notwendig gewesen sei: ein vorgesezliches, vorstaatliches Zeitalter, in dem die Verhältnisse von Familie und Volk zwar schon entwickelt, aber noch nicht in bürgerlichen Verfassungen erstarrt seien, so dass einzig das Individuum für das Rechte stehe und durch die Tat erst die Ordnung des Lebens begründe. Im modernen Rechts- und Verwaltungsstaat, heißt das, gibt es keine Helden mehr, weil für Heldentaten keine Möglichkeit und kein Bedarf mehr besteht. Der Held wird durch den Beamten ersetzt, der Bürger wird entwaffnet und seiner privaten Suche nach Glück, Erfolg und Sinn überlassen. *No more heroes*, es sei denn jene inzwischen auch schon sprichwörtlich gewordenen ‚Helden des Alltags‘, die wir ja – geschlechtsübergreifend – ohnehin alle sind, die Hegel aber sicher als solche nicht anerkannt hätte.

Das Narrativ des Helden hat diese Diagnose – und die Stillstellung des Individuums im modernen Staat und in der bürgerlichen Gesellschaft – allerdings überlebt. Nicht in der sogenannten Höhenkamm-Literatur, aber in allerhand trivialen Genres sowie auch in den bürgerlichen Bildungsanstalten, in denen Homer und Plutarch ja bis zum Ende des humanistischen Gymnasiums (in Bayern dauert es noch an) zum Kanon gehörten. Das Narrativ des Helden war mobilisierbar im ersten Weltkrieg und im zweiten, es ist sehr lebendig in Amerika (wo die Entwaffnung des Bürgers ja bekanntlich nie gelungen ist) und es feiert einen einzigen Siegeszug im Blockbuster-Kino und in der Welt der Comics und Computerspiele. Hollywood-Kino ist Heldenkino, vom Western als Genre über James Bond und Rambo bis zu *Django Unchained*.

Auch in den Kinderzimmern haben Helden nach wie vor Konjunktur. Kleine Jungs brauchen Helden – kleine Mädchen eher nicht, und große

schon gar nicht. (Über die feineren und höheren Unterschiede zwischen Superman und Batman weiß ich jedenfalls nur durch die diesbezüglichen Fachgespräche zwischen meinem Sohn und seinem Vater Bescheid.) Helden sind Ideals, narzisstische Prothesen mithin, an denen die eigene Schwäche sich stärken kann. Dass sie nebenbei auch noch für Gerechtigkeit sorgen und der guten Sache zum Sieg verhelfen, ist schön, aber demgegenüber weniger wichtig. Der Held, heißt das, ist Bestandteil eines mythischen Weltbilds, das klar in Gut und Böse geschieden ist und in dem der Held dadurch zum Helden wird, dass er das hat, was uns allen fehlt: die Allmacht, die Sache ins Lot zu bringen.

Vor allem in der Politik scheint es mir wichtig zu sein, dass die Grenze zwischen Mythos und Realität bewusst bleibt.